

Ist Rußland das *ganz andere* Europas oder ist es Teil von ihm? Die Positionierung, Neupositionierung Rußlands in einer seit dem Ende der Zweiteilung veränderten Welt ist von höchster Aktualität. Einer, der sich lebenslang mit Rußland, seiner Geschichte und Geistesgeschichte, beschäftigt hat, war Tomáš G. Masaryk, Philosoph, Soziologe und erster Staatspräsident der Tschechoslowakischen Republik. Zwei Bände seines Werkes „Rußland und Europa“ kamen 1913 in Jena heraus. Von einem geheimnisvollen dritten war immer die Rede. Jetzt ist er erschienen, zum ersten Mal vollständig und in deutscher Sprache (in der er abgefaßt worden war), sorgfältig ediert von Peter Demetz, dem aus Prag gebürtigen Germanisten und Komparatisten, sensiblen Übersetzer tschechischer Literatur und, nach eigenem Bekunden, Masaryk-Enthusiasten seit Jugendjahren. Dabei zeigt sich – und das ist die erste Überraschung –, daß das Dritte ein Erstes ist, denn es handelt sich um Manuskripte, die in ihren Vorarbeiten, wie der Herausgeber bemerkt, bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts reichen und die wahrscheinlich unmittelbar nach der demokratischen Revolution von 1905 (mit der Masaryk sympathisierte) und vor 1910 entstanden. Masaryk selbst hatte geglaubt, daß das frühere Projekt einmal „Ziel- und Endpunkt“ des durch den Verleger Eugen Diederich geförderten Auftragswerks „Rußland und Europa“ sein könne, doch dazu kam es nicht. Das lag zum einen wohl an den Texten selbst, die sich, gegenüber dem neuen Projekt, in „störrischer Eigenart“ behaupteten, zum anderen aber an den Zeitläuften. Die Geschichte des Manuskripts – die sich stellenweise wie ein Kriminalroman liest – ist zugleich ein Spiegel tschechischer Zeitgeschichte. Mehr als einmal nur knapp der Beschlagnehmung und Vernichtung durch die diversen Polizeien entronnen, landete es zuletzt im Archiv der tschechoslowakischen Armee in Prag-Karlín, wohin sich 1991, nach der „sanften Revolution“, Peter Demetz begibt, um das handschriftliche Original mit dem in der Houghton Library in Harvard aufbewahrte Typoskript zu vergleichen und auf Grundlage beider einen „lesbaren“ Text des mehr als achtzig Jahre in Kellern, Verließen und Archiven versteckten Manuskripts zu erstellen. „Lesbar“ bedeutet in diesem Fall: behutsame Eingriffe in das Original. Die Möglichkeit einer historisch-kritischen Ausgabe des Textes hat der Herausgeber ausdrücklich verworfen, um, wie er sagt, Masaryk als Schriftsteller „keinen Bärenienst (zu) leisten“. Dahinter verbirgt sich ein Sprachproblem. Masaryk verfügte im eigentlichen Sinn über keine Muttersprache. Als Sohn einer deutschsprachigen Mutter und eines slowakischen Vaters, aufgewachsen in den mährisch-slowakischen Dorfdialekten und nach einer (auch in sprachlicher Hinsicht) höchst wechselhaften Schulkarriere fiel ihm der Sprung zur tschechischen wie zur deutschen Literatur – und Hochsprache gleich schwer; Schwierigkeiten mit dem Deutschen hatte er

noch bis in die Zeit seiner Wiener Dissertation. Als einer, der um die Probleme des in mehreren Sprachen Lebens weiß, sucht Demetz auf sanfte Weise zu korrigieren, sucht *mit* dem Autor „nach dem treffenden Wort“, der richtigen Metapher und ersetzt lange Zitate, die Masaryk „mit wechselndem Erfolg“ aus den Originalsprachen ins Deutsche übertragen hat, durch zeitgenössische gültige Übersetzungen. Das alles im Interesse der Lesbarkeit eines Werkes, das, nach dem Willen des Herausgebers, dazu beitragen soll, „der Legende von ‚Väterchen‘ Masaryk entgegenzuarbeiten und den Literaturkritiker“ Masaryk vorzuführen. Denn – und das ist vielleicht die zweite Überraschung – um Literaturkritik und nicht mehr, wie in „Rußland und Europa“, um politische Essayistik geht es, um Polemiken und Essays zu Dostojewskij, Puškin, Goethe, Musset, Lenau, Byron, Lermontov, Gogol, Gončarov, Turgenëv, Tolstoj, die russischen Dekadenten, Gorkij.

Der erste Teil des Buches ist Dostojewskij gewidmet, genauer: Dostojewskij ist Ausgangspunkt und Referenz für allgemeine geschichtsphilosophische und soziologische Betrachtungen zu den Problemen des Nihilismus, der Skepsis und ihrer Überwindung, des Glaubensverlustes, des Titanismus und ihrer Folgen für die moderne Gesellschaft. Es geht also keineswegs bloß um „schöne Literatur“, sondern Literatur dient Masaryk immer der gesellschaftlichen, der politischen Analyse – ist durch und durch moralische Anstalt. Nach seiner Auffassung ist es die Besonderheit der russischen Literatur, daß sie „einen in außerordentlichem Maße soziologischen, geschichtsphilosophischen und politischen Charakter“ besitzt. Die Literatur sei, unter dem Druck des Absolutismus, die freieste politische Tribüne, sei „das russische Parlament“ gewesen und Dostojewskij *der* Sozialphilosoph, durch den man Rußland am besten kennenlerne. Masaryk faßt „das russische Problem“ als geschichtsphilosophisches Problem – Dostojewskij ist ihm dabei ein Führer. Nach Dostojewskij ist Europa „der religiöse und kulturelle Gegensatz Rußlands“; Europa, das ist das katholische Frankreich *und* das protestantische Deutschland, „das Reich des Atheismus und des Todes“. Erlösung kommt vom „wahren Christentum“, vom „wahren Christus“, der allein in der orthodoxen Kirche, speziell in der russischen Orthodoxie, lebe. Am Ende werde der *russische Mönch* die Welt erlösen, und Asien, so verkündete Dostojewskij auf dem Sterbebett, werde Rußland erlösen. „Soll ich noch fragen“, höhnt Masaryk an dieser Stelle in einer für ihn typischen Polemik, „was Dostojewskij jetzt, was er zum Japanischen Kriege gesagt, was er hätte sagen können?“ Masaryk erwartet *alles* von seinen „Dichter-Denkern“: Welterklärung und Welterlösung, Religionskritik und Religionsersatz – doch er glaubt ihnen nichts. Er streitet mit ihnen, er polemisiert, moralisiert, bessert nach, ja kanzelt sie ab in manchmal unerträglich oberlehrerhafter Manier. Dostojewskijs Atheismusformel stimme nicht – er verwechsle die von ihm selbst zuvor definierten beiden Formen des Nihilismus. Dostojewskij habe Mord und Selbstmord zwar als wichtigste Gegenstände philosophischen Nachdenkens erkannt, aber er habe auch hier das Problem nicht richtig gestellt „und eine falsche Antwort gefunden“. Tolstoj, den Masaryk im übrigen sehr liebt, ist ihm nicht feinfühlig genug, gewisse Seiten des menschlichen Lebens seien ihm unzugänglich. Die russischen Dekadenten werden wegen ihrer sexuellen Obsessionen zurechtgewiesen. An vielen Stellen spricht der Pädagoge, der Volkserzieher, der künftige Staatsmann. Das moralische Urteil steht allemal vor dem ästhetischen. Zunehmend, besonders im zweiten Teil des Buches,

wird die Literatur nach jenen Kriterien befragt, die für die Konstituierung einer liberalen bürgerlichen Gesellschaft tauglich sind; zurückgewiesen werden Aristokratismus, Titanismus und Dekadenz. In der Heftigkeit der Zurückweisung aber wird die Faszination spürbar, die gerade die dunkelsten Texte der russischen Literatur auf Masaryk ausüben. Rußland (bzw. das, wofür es steht) scheint *das andere* seiner selbst, Projektion und Verführung gleichzeitig, dem Bürger, Ehemann, Pädagogen, Staatsmann ewiger Stachel und Herausforderung. „Ich bin“, sagt er über sein Verhältnis zu Dostojewskij, „ohne ihn noch zu kennen, vielfach dieselben Wege gewandelt, dasselbe Hauptproblem hat mich gequält.“ Gemeint ist der Selbstmord, ein Thema, über das Masaryk nicht nur seine Habilitationsschrift verfaßt, sondern mit dem er sich zeit lebens auseinandergesetzt hat.

Auch in seiner – ebenfalls lebenslangen – Auseinandersetzung mit dem Faust-Thema geht es um Mord und (verhinderten) Selbstmord. Die beiden Kapitel, die dem Faust-Motiv gewidmet sind, gehören zu den philosophischsten des Buches überhaupt, und es wäre einer eigenen Analyse wert, wieviel sich darin der Wiener psychologischen Schule, vor allem seinem Lehrer Franz Brentano, verdankt. Goethes Faust werde, schreibt Masaryk, zu der Erkenntnis gedrängt, daß sich der Verstand nicht über die Erfahrung zu erheben vermöge – aber mit dieser Erkenntnis könne sich der Dichter nicht dauernd befreunden; „darum das Schwankende, Uneinheitliche, Halbe, unbefriedigende Unbefriedigte“. Dieses Schwanken kennzeichne den ganzen „Faust“. Faust schwanke beständig zwischen den Sinnen und dem Verstand – „er vertraut den Sinnen, aber wiederum auch nicht, er vertraut dem Verstande, aber wiederum auch nicht.“ Im Drama würden Sinnlichkeit und Verstand durch zwei Figuren dargestellt, doch in Wirklichkeit seien, so Masaryk, psychologisch und erkenntnistheoretisch, die Sinne und der Verstand nicht so radikal zu trennen. Im „Faust“ würden – schulmäßig gesprochen – Empirismus und Rationalismus festgehalten und anerkannt; aber der Empirismus werde nicht präzise genug vom Sensualismus geschieden, und der Rationalismus biete auch kein einheitliches Gedankengerüst. Es werde nicht genug geschieden zwischen dem, was Kant als Verstand und was er als Vernunft bezeichnet hat – so Masaryks philosophische Faust-Kritik. Moralisch kritisierte er Fausts Titanismus. Er sieht Faust als Egoisten und Mörder, der am Ende eine ganze Familie ausgerottet haben wird – als „moralischen Dilettanten“. Dieser Vorwurf richtet sich auch an Goethe selbst: Goethe sei soweit Idealist gewesen, daß er den Individualismus in geradezu titanischer Weise ausgebildet habe. Der radikale Individualismus erscheine ethisch als Egoismus, politisch als Aristokratismus – Faust sei „Egoist und Aristokrat“. Mit Faust ist, nach Einsicht Masaryks, kein Staat zu machen (jedenfalls nicht der liberale Rechtsstaat, den Masaryk vertritt), denn der titanische Individualismus schließe jegliche demokratische Unterordnung unter irgendein gesellschaftliches Ganzes aus. Mit seiner (etwas philisterhaften) Kritik an Goethe/Faust steht Masaryk nicht allein, er befindet sich damit, wie Peter Demetz an anderer Stelle bemerkt, „ob er will oder nicht“ in der Tradition der katholischen Faust-Kritik. Im Vergleich zwischen Goethe und Lenau befinde sich Masaryk dann auch „überraschend genug und aus religiösen Gründen auf seiten des Österreicher“. Auch Lenaus Faust, so Masaryk, habe, wie alle Titanen, den Glauben seiner Kindheit verloren und sei der Skepsis verfallen, doch bei Lenau werde diese Entwicklung schmerzlicher

und schärfer gezeichnet. Goethes Faust habe den Verlust des Glaubens nie so tief empfunden – Lenaus Faust sei Katholik, und deshalb hinterlasse der Verlust des Glaubens eine größere und tiefere Leere. Der Protestant fühle den Übergang zur Skepsis, konsequenten Wissenschaftlichkeit und Philosophie nicht so stark und schmerzlich. Das Problem der Skepsis ist es, das Masaryk unter dem tiefen Eindruck Humes immer wieder diskutiert – Überwindung in der Literatur suchend. Daneben sind es die großen Fragen seiner Zeit: das Nationalitätenproblem (das bei seinen russischen Meisterdenkern so gar keine Gegenliebe findet), die Organisation der Arbeit und eine vernünftige Lebensführung, der Utilitarismus, der Panslawismus, die Emanzipation der Frau und das Verhältnis der Geschlechter, auf die er Antworten in der Literatur erhofft. Doch soll hier keinesfalls der Eindruck erweckt werden, als handle es sich tatsächlich (im heutigen Sinn des Begriffs) um „Soziologie“. Auf weite Strecken dienen seine Schriften der unmittelbaren Aneignung von Gelesenem und Wiedergelesenem, dienen der Selbstvergewisserung. Manchmal erzählt Masaryk einfach nur nach, zitiert, übersetzt, was ihm gefällt, und erweckt damit – auch wenn wir vielen seiner Wertungen nicht mehr folgen werden, wenn wir andere Frage stellen würden – Lust auf Literatur, Lust, sich längst Vergessenes wieder in Erinnerung zu rufen, Lust auf Lesen – und das ist mehr als man von den meisten Büchern heute sagen kann.